

Neue Solidarität

Nr. 7, 17. Februar 2016

Schiller, Goethe, Schubert und Beethoven: Meeresstille und Glückliche Fahrt

Von Karel Vereycken

Der internationale Projektchor des Schiller-Instituts in Europa erarbeitet sich gegenwärtig Beethovens Vertonung von Goethes Doppelgedicht „Meeresstille und Glückliche Fahrt“. Dazu bringen wir diese Woche einen Artikel, der im April 2005 entstand.

Wenn man das Gedicht *Meeresstille* von Johann Wolfgang von Goethe (1749-1832) oberflächlich liest, erscheint es vielleicht auf den ersten Blick zäh und langweilig, besonders am Anfang.

Doch wenn man bei der dritten Zeile anlangt, geht die scheinbare heitere Ruhe - „Tiefe Stille herrscht im Wasser, ohne Regung ruht das Meer“ - zunehmend in das Gegenteil, eine Ängstlichkeit über: „Und bekümmert sieht der Fischer glatte Fläche rings umher“.

In der zweiten Strophe steigert sich diese Ängstlichkeit dann bis zur Panik, wenn der einsame Schiffer sich im Geiste ausmalt, welche schrecklichen Folgen das Ausbleiben des Fahrtwinds bei der bald nicht mehr zu ertragenden Ruhe hätte: „Keine Luft von keiner Seite! Todesstille fürchterlich! In der ungeheuren Weite reget keine Welle sich.“

Die Todesstille kündigt ein schreckliches künftiges Ereignis an. Denn wenn kein Wind aufkommt, muß das Schiff untergehen! Dem Seefahrer in diesem einsamen Gefängnis auf dem Meer wäre ein baldiger Tod gewiß.

Am 21. Juni 1815 komponierte der junge Franz Schubert (1797-1828) mit 18 Jahren ein schönes Lied mit dem Text des Gedichtes (D 216), und er setzt an dessen Anfang die Anweisung „Sehr langsam, ängstlich“.

Die Vorstellung der Ruhe und Stille des Meeres ist durch gebrochene Akkorde (Arpeggios) im Klavier nachempfunden, aber die immer stärkeren Dissonanzen, die durch erhöhte und erniedrigte Töne entstehen, erzeugen eindrucksvoll eine ständige, besorgte Instabilität. Die Taktvorgabe des durchstrichenen C, also eines Zwei-Halbe-Taktes, erhöht in Verbindung mit dem vorgegebenen langsamen Tempo noch den gewünschten Effekt der Beklommenheit.

Das Erhabene bei Schiller

Die Idee, Elemente wie Stille und Einsamkeit zu benutzen, weil ihnen eine poetische Kraft

innewohnt, wenn auch in schwächerer Dimension, so daß sie als Übergang zum Erhabenen geeignet sind, ist die Frucht leidenschaftlicher Forschungen, die insbesondere aus dem Briefwechsel zwischen Goethe und dem Dichter und Philosophen Friedrich Schiller (1759-1805) erwachsen. Schiller befaßt sich ausdrücklich mit dem Thema in seiner Schrift *Vom Erhabenen* aus dem Jahr 1793, wo er vom „kontemplativ Erhabenen“ in der Einbildungskraft des Betrachters spricht:

„Eine tiefe Stille, eine große Leere, eine plötzliche Erhellung der Dunkelheit sind an sich sehr gleichgültige Dinge, die sich durch nichts als das Außerordentliche und Ungewöhnliche auszeichnen. Dennoch erregen sie ein Gefühl des Schreckens, oder verstärken wenigstens den Eindruck desselben, und sind daher tauglich zum Erhabenen.

Wenn uns Virgil mit Grausen über das Höllenreich erfüllen will, so macht er uns vorzüglich auf die Leerheit und Stille desselben aufmerksam. (...)

Bey den Einweihungen in die Mysterien der Alten wurde vorzüglich auf einen furchtbaren feierlichen Eindruck gesehen, und dazu bediente man sich besonders auch des Stillschweigens. Eine tiefe Stille gibt der Einbildungskraft einen freien Spielraum und spannt die Erwartung auf etwas Furchtbares, welches kommen soll. Bei Übungen der Andacht ist das Stillschweigen einer ganzen versammelten Gemeinde ein sehr wirksames Mittel, der Phantasie einen Schwung zu geben und das Gemüt in eine feierliche Stimmung zu setzen. Selbst der Volksaberglaube macht bei seinen Träumereien davon Gebrauch, denn bekanntlich muß eine tiefe Stille beobachtet werden, wenn man einen Schatz zu erheben hat. In den bezauberten Palästen, die in Feenmärchen vorkommen, herrscht ein totes Schweigen, welches Grauen erweckt, und es gehört zur Naturgeschichte der bezauberten Wälder, daß nichts lebendiges sich darin regt. Auch die *Einsamkeit* ist etwas furchtbares, sobald sie anhaltend und unfreiwillig ist, wie z.B. die Verbannung in eine unbewohnte Insel. Eine weitausgebreitete Wüste, ein einsamer, viele Meilen langer Wald, das Herumirren auf der grenzenlosen See, sind lauter Vorstellungen, welche Grauen erregen, und in der Dichtkunst zum Erhabenen zu gebrauchen sind. Hier aber (bei der Einsamkeit) ist doch schon ein objektiver Grund der Furcht, weil die Idee einer großen Einsamkeit auch die Idee der *Hilflosigkeit* mit sich führt.“

Ludwig von Beethoven und wissenschaftliches Entdecken

Kurz nach Schubert fühlte sich auch ein anderer Leser Schillers von demselben Gedicht angesprochen: Ludwig van Beethoven (1770-1827). Beethoven verwendete für seine Komposition jedoch noch ein zweites Gedicht, *Glückliche Fahrt*, das Goethe unmittelbar an *Meeresstille* anhängte. Beethoven vereint beide in einer kurzen Kantate für Chor und Orchester (op. 122), die er in demselben Jahr 1815 schrieb.

In diesem zweiten Gedicht greift Goethe seine Beschäftigung mit Homers *Odyssee* auf: Auf einer seiner vielen Reisen landet Odysseus auf der Insel Äolia (10. Gesang, 1-33), die nach dem dort herrschenden Gott benannt ist. Äolus ist der Gott der Winde, er begrüßt Odysseus herzlich. Nach einem Monat Aufenthalt möchte Odysseus nach Hause reisen. Aeolus schenkt ihm einen Weinschlauch, in dem alle ungünstigen Winde eingeschlossen

sind. Die verbliebenen günstigen Wind blähen die Segel von Odysseus' Schiff und lenken ihn in die richtige Richtung für die Heimreise. Aber während Odysseus schläft, öffnen seine Gefährten neugierig den Schlauch. Mit einem Schlag entkommen alle Winde daraus und es entsteht ein Sturm, der Odysseus' Schiff auf die Insel zurückwirft. Goethe dichtet: „Die Nebel zerreißen, der Himmel ist helle, und Äolus löset das ängstige Band.“

Durch das Hinzusetzen des letzten Teiles vereint Goethe beide Gedichte zu einer Metapher des schöpferischen Prozesses im menschlichen Geist, vom Prozeß der Hypothesenbildung bis zum Akt der Entdeckung. Lyndon LaRouche spricht in dem Zusammenhang auch von der „kreativen Agonie“.

Tatsächlich läßt sich die Lage eines hilflosen Schiffers, der auf dem Meere verloren ist, mit der Lage eines Forschers vergleichen, der die Widersprüche und Ungereimtheiten „seines Systems“ erkennt, aber noch nicht über genügend neues Wissen verfügt, um eine bessere, weniger unvollkommene Erklärung zu liefern.

Dieser kreative Geisteszustand ruft notwendigerweise ein starkes Gefühl von Ängstlichkeit und Verzweiflung hervor, weil man nach dem Erschöpfen einer langen Reihe von Hypothesen und anschließenden unbefriedigenden Erfahrungen zu dem Schluß gelangt, daß das bisherige Wissen, das man für so wertvoll hielt, tatsächlich ganz wertlos ist. „Unser System“ ist tot, aus und vorbei!

In Goethes Gedicht *Glückliche Fahrt* entfesselt Äolus die Winde: „Es säuseln die Winde, es rührt sich der Schiffer“, denn nach diesem Geschenk des Himmels, daß starker Wind aufkommt, ist es nun am Schiffer, diese historische Chance zu ergreifen: „Geschwinde! Geschwinde! Es teilt sich die Welle, es naht sich die Ferne, schon seh' ich das Land!“ Auf diese Weise geht im Geist des Entdeckers innerhalb von Sekunden „ein Licht auf“, er weiß, wo er ist, er „sieht“ sein Ziel und erkennt, was er tun muß, um dorthin zu gelangen.

Beethoven, ein optimistischer Republikaner und Parteigänger der Amerikanischen Revolution, konnte von diesem poetischen Material nur begeistert sein.

Zu Beginn setzt der Komponist sehr starke Akzente, um das Beängstigende hervorzuheben: „Keine Luft von *keiner* Seite!“, oder „in der ungeheuren *Weite*“. Oder auch ein *pianissimo* bei „*Todesstille* fürchterlich!“

Zu Anfang erscheint die Architektur von Beethovens Komposition derjenigen Schuberts recht ähnlich, doch dann ändert Beethoven dies, die vertikalen Akkorde bauen durch eine stufenweise Verschiebung des Themas eine sich nach und nach steigernde Apotheose hin zur Idee der Bewegung auf. Diese Verschiebung gewinnt ihre ganze Fülle, wenn das Thema zwischen den verschiedenen Stimmen (Sopran, Alt, Tenor und Baß) als Dialog oder als Kanon tauscht und abwechselt. Dann wird sehr geschickt die befreiende Bewegung aus dem Gedichttext selbst entwickelt: Sie bildet sich buchstäblich als Welle genau auf dem Wort „Welle“, um uns in einen Sturm von Klängen hineinzuführen, wenn zu Beginn des zweiten Gedichts *Glückliche Fahrt* die Nebel zerreißen. Dort wechselt das Stück zum 6/8-Takt (sechs Noten in einem Takt von zwei Schlägen), und das Orchester läuft die Tonleiter „herauf und herunter“ in extrem entgegengesetzte Richtungen, was ein sehr starkes Gefühl von Bewegung hervorruft. Der mächtige Einsatz der Chorstimmen, der

die Entdeckung des Landes am Horizont verkündet, erinnert an Kolumbus' Entdeckung der Neuen Welt. Alles folgende ist nur noch die Feier dieses freudigen Ereignisses und versetzt uns endgültig in eine „neue Geometrie“.

Es wäre naiv anzunehmen, um ein Gedicht zu vertonen, reiche es aus, dessen Phrasierung und Metrik zu verstehen, obwohl dieses Verständnis natürlich eine Voraussetzung ist, um die Inspirationsquellen des Komponisten auszumachen. Er wählt „so streng wie frei“ (Beethoven) das beste Material für seinen Zweck aus, so wie ein Bildhauer den passendsten Marmorblock im Steinbruch aussucht.

In einem Brief an seinen Schüler Czerny schrieb Beethoven 1809: „Schillers Dichtungen sind für die Musik äußerst schwierig. Der Tonsetzer muß sich weit über den Dichter zu erheben wissen. Wer kann das bei Schiller? Da ist Goethe viel leichter.“

Goethe mochte es allerdings nicht besonders, wenn die Komponisten seinen Gedichten neue Dimensionen hinzufügten. Daher zog Goethe Schubert und Beethoven einfachere Komponisten wie Reichardt vor, gerade weil sie sich darauf beschränkten, seine Worte in Musik zu setzen, ohne „seinem“ Erhabenen eine neue Dimension hinzuzufügen.

Dennoch bewunderte Beethoven, wie er 1822 in einem Brief an Rochlitz bestätigt, die Werke des Dichters, den er 1812 persönlich traf: „Aber Goethe - er lebt, und er will, daß wir alle mit ihm leben. Darum kann er auch vertont werden. Niemand eignet sich besser zur Vertonung als er.“

Stets zur Ironie aufgelegt, hat Beethoven, der gesehen hatte, daß Goethe ein bißchen viel Wert darauf legte, bei Hofe zu glänzen, diesem *Meeresstille und Glückliche Fahrt* mit diesem Kommentar geschickt: „Beide scheinen mir ihres Kontrastes wegen sehr geeignet auch diesen durch Musik mitteilen zu können, wie lieb würde es mir sein zu wissen, ob ich passend meine Harmonie mit der Ihrigen verbunden...“

Hat Ihnen dieser Artikel gefallen?

Dann lernen Sie die *Neue Solidarität* kennen durch ein kostenloses und unverbindliches 4-Wochen-Probeabonnement!

Ja bitte, ich will die *Neue Solidarität* kostenlos kennen lernen!

AKTUELLE AUSGABE

DIESE AUSGABE

SEITENANFANG

KERNTHEMEN

SUCHEN

ABONNIEREN

LESERFORUM

VERLAG